Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **100 (2004)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

GUIDO FACKLER: «Des Lagers Stimme». Musik im KZ. Alltags- und Häftlingskultur in den Konzentrationslagern 1933 bis 1936. Mit einer Darstellung der weiteren Entwicklung bis 1945 und einer Biblio-/Mediographie. Bremen: Edition Temmen 2000. 628 S., 31 Abb. (DIZ-Schriften, 11).

Musikalische Betätigung in nationalsozialistischen Lagern ist erst seit etwas mehr als einem Jahrzehnt Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, nachdem die dort entstandene Kunstmusik Ende der 1980er Jahre unter dem zwiespältigen Etikett «Entartete Musik» zu einem beliebten Objekt medialer Vermarktung geworden war. Inzwischen liegen zahlreiche Veröffentlichungen zu den Themen «Musik im KZ» und «Musik im Holocaust» vor. Doch haben sie vorwiegend die Produktion, Reproduktion und Rezeption artifizieller Musik in einigen wenigen Lagern aufgearbeitet – an erster Stelle die Situation in Theresienstadt, das als Ghetto-Lager mit propagandistischer Vorzeigefunktion keinesfalls als repräsentativ gelten kann, aber am ehesten den Erwartungen herkömmlicher Musikgeschichtsschreibung entgegenkommt, indem es eben die Dokumentation von Komponistenpersönlichkeiten (Pavel Haas, Gideon Klein, Hans Krása, Viktor Ullmann) und musikalischen Werken zulässt.

Die Arbeit des Volkskundlers, Musikwissenschaftlers und Ethnologen Guido Fackler, die als Dissertation in der Freiburger Projektgruppe «Musik in Konzentrationslagern» fusst und im Rahmen eines Forschungsprojektes «Kultur in nationalsozialistischen Konzentrationslagern – Kultur als Überlebenstechnik» zu Ende geführt worden ist, wählt einen grundlegend anderen Ansatz. Fackler betrachtet seinen Gegenstand nicht aus ästhetischer Perspektive, sondern geht von einem dezidiert weiten Musik- und Kulturbegriff aus und begreift das Thema mikrohistorisch als integralen Teil einer Alltags- und Sozialgeschichte. Entsprechend nimmt er auch Unterhaltungsmusik, Jazz, Kabarettchansons und vor allem Lieder in den Blick und wertet neben historischen Dokumenten unzählige «weiche» Quellen aus, in erster Linie Lebenserinnerungen ehemaliger Häftlinge sowie Interviews und Briefwechsel mit ca. 100 Überlebenden. Dabei konzentriert er sich auf die sogenannte Frühphase des nationalsozialistischen Lagersystems, die bisher wenig erforschten Jahre 1933–1936, in denen neben Homosexuellen, Kriminellen und Zeugen Jehovas die politischen «Schutzhäftlinge» – meist kommunistische und sozialdemokratische Antifaschisten – die überwiegende Mehrheit bildeten.

Leitend für Facklers Darstellung ist die funktionale Unterscheidung in befohlenes und freiwilliges bzw. in fremd- und selbstbestimmtes Musizieren. So beschreibt er im Kapitel «Musik auf Befehl» an einer Fülle von Beispielen, wie Musik gezielt als Machtinstrument eingesetzt wurde, um Häftlinge zu disziplinieren, zu unterdrücken und zu quälen. Bei den täglichen Appellen, beim Weg zur Arbeit und jederzeit mussten die Häftlinge darauf gefasst sein, dass ein Vorgesetzter «Ein Lied!» brüllte, oder einfach «Singen!», woraufhin meist jemand die Initiative ergriff und ein Lied anstimmte. Organisierte Lagerchöre und Lagerkapellen wurden eingesetzt zur musikalischen Umrahmung von SS-Veranstaltungen, zur Unterhaltung von Vorgesetzten oder zu propagandistischen Zwecken. Als besonders subtiles Mittel der Demütigung liessen SS-Leute die Gefangenen ihre eigenen Lieder singen, um ihre Gruppenidentität zu verhöhnen: die Kommunisten mit der *Internationalen,* die Zeugen Jehovas mit dem *Lied der Getreuen* oder die Juden mit dem *Shema Israel.*

Selbstbestimmtes Musizieren dagegen stand nicht selten im Zeichen des Widerstands, etwa «wenn Erich Mühsam im KZ Sonnenburg gezwungen wurde, das ‹Horst-Wessel-Lied› zu singen, er sich aber weigerte und statt dessen nachts laut dreimal ‹Die Internationale› anstimmte». Das Singen von Liedern als häufigste musikalische Äusserungsform war meist schlicht eine Überlebensstrategie, gab Trost und Halt, war emotionales Ventil ebenso wie gemeinschaftsbildendes Medium. Fackler nimmt – anknüpfend an den Begriff von Inge Lammel – eine präzise Definition des KZ-Liedes vor und beschreibt nach einer eingehenden Fallstudie zu dem prominenten «Moorsoldatenlied» eine Reihe von im KZ entstandenen Liedern, die meist Kontrafakturen von Volksliedern oder von Liedern der Jugendbewegung darstellen. Wiederholt macht er auf die Ambivalenz des Musikgebrauchs im Lageralltag aufmerksam: Einerseits wurde befohlene Musik von den Häftlingen nicht immer als Zwang empfunden, andererseits war selbstbestimmtes Musizieren bisweilen von den Bewachern geduldet, stets fand es jedoch in einer Atmosphäre der Angst und des Terrors statt.

Diese zwiespältige Rolle der Musik im Spannungsfeld von Gewalt und Unterdrückung, Widerstand und lebensnotwendigem Selbstausdruck arbeitet Fackler an einer immensen Fülle von Beispielen und Dokumenten heraus, die bei der Lektüre bisweilen vergessen lässt, dass es zunächst nur um die ersten Jahre des NS-Lagersystems geht. Die weitere Entwicklung 1936–1945 wird – ebenfalls nach dem Kriterium Befehl oder Selbstbestimmung – auf über hundert Seiten immerhin soweit skizziert, dass einige

Grundzüge deutlich werden: Neben strukturellen Kontinuitäten gab es signifikante Veränderungen – mit Kriegsbeginn wurde die Zusammensetzung der Häftlinge internationaler und vielfältiger (die Mehrheit waren nun die Juden); mit der Einlieferung zahlreicher Musiker kam es zu einer Professionalisierung der musikalischen Aktivitäten, und im Zuge der Perfektionierung des Lagersystems und seiner Vernichtungsmaschinerie wurde auch die Instrumentalisierung von Musik vorangetrieben, so dass etwa Lagerkapellen und -orchester zu festen Institutionen wurden.

Einen kommentierten Überblick über die bestehende Literatur findet man gegen Ende des Buches, wo der Autor auch kritische Reflexionen über eine «Musik der Shoah» und über die Sonderstellung des Ghetto-Lagers Theresienstadt untergebracht hat. Die Aufklärung über den etwas befremdlichen und gewöhnungsbedürftigen Begriff «konzentrationäres Musizieren» (S. 460–62) wäre allerdings schon zu Beginn der Lektüre willkommen gewesen. Während das ausführliche Namen- und Sachregister durch die Systematik des Autors nicht unbedingt übersichtlicher wird, rundet eine systematisch geordnete Bibliographie diese in ihrem Materialreichtum beeindruckende Grundlagenstudie als hilfreiches Nachschlagewerk ab. *Heidy Zimmermann*

Kathrin Bonacker: Illustrierte Anzeigenwerbung als kulturhistorisches Quellenmaterial. Marburg: Jonas 2000. 96 S., Ill. (Marburger Beiträge zur Kulturforschung: Archivschriften, 5).

Kathrin Bonackers Einführung in die kulturwissenschaftliche Quellenanalyse von Anzeigenwerbung findet sich wohlplaziert in der von Siegfried Becker begründeten und herausgegebenen Reihe der «Archivschriften» der «Marburger Beiträge zur Kulturforschung». Ihr fachspezifischer Zugang zur Analyse von Bildwerbung ist nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Grundlagenforschung der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, sondern füllt auch die empfindliche Lücke der kulturwissenschaftlichen Werbungsforschung. Noch immer wird Werbung als Quelle selten genutzt, da ihr für die stets auf der Suche nach Wahrheit befindlichen Wissenschaften das hartnäckige Stigma des Unwahren oder schlimmer noch: der Unehrlichkeit anhaftet. Die Autorin muss hier zwei Herangehensweisen an das Genre diagnostizieren: Da ist sie geprägt von «tiefe(m) Misstrauen gegenüber dem Gegenstand selbst», dort bestimmt «von fröhlicher Illustrationslust» an den bunten Belegen (S. 8). Empfindlich, das heisst spürbar tut sich diese Lücke – methodisch wie theoretisch – insofern auf, als die volkskundliche Kulturanalyse der medienbestimmten und mediatisierten Alltage in der Gegenwart ohne analytische Reflexion des Verhältnisses von individuellen Wirklichkeiten, ihren gesellschaftlichen Abbildern und den dazwischenliegenden dialektischen Einflussbahnen kaum noch auskommt.

Innerhalb der vielfältigen Formen, in denen Werbung im Alltag in Erscheinung tritt, greift Kathrin Bonacker die Gattung der illustrierten Anzeigenwerbung heraus. Ihr geht es darum, die hinter den Werbebildern verborgene «Kulturgeschichte» als Geschichte des Wandels sichtbar zu machen. Sie plädiert für ihre intensivere Nutzung als Quelle, die sich nicht allein auf die Bereiche der Sozial-, Wirtschafts- oder Mediengeschichte erstrecken sollte, sondern vor allem auch einübt, Werbegeschichte als Mentalitätsgeschichte heranzuziehen und zu deuten. Wie sich ein solcher Zugang am konkreten Beispiel darstellt, illustriert sie selbst in einer, ebenfalls bei Jonas (2002) verlegten, blumig gestalteten Publikation über «Hyperkörper in der Anzeigenwerbung des 20. Jahrhunderts»,[1] der ihre Dissertation am Marburger Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung zugrundeliegt. Kein Zufall ist es, dass diese Arbeit an dem einzigen deutschsprachigen Fachinstitut entstand, an dem seit über dreissig Jahren eine medienwissenschaftliche Grundausbildung im Rahmen der «Volkskunde» angeboten wird.

Die Autorin führt die Leserin zunächst ein in eine kleine Technik-Kulturgeschichte der illustrierten Anzeigenwerbung. Diese ist unweigerlich an die Entwicklung des Genres geknüpft: Erst an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert begann die Bild- über die Textwerbung zu dominieren, deren Arten und Formen in den folgenden Jahrzehnten durch die Entwicklung der Fotografie ganz entscheidend beeinflusst wurden. Virtuos schlägt die Marburger Kulturwissenschaftlerin sodann anhand der thematischen und formalen Entwicklung der Werbebilder einen Bogen über das gesamte 20. Jahrhundert und unterstreicht damit die Illustrationskraft dieser Quellengattung für die kritische Kultur- und Gesellschaftsbetrachtung. Der Wandel der abgebildeten ästhetischen und gestischen Moden spiegelt zeitgenössische Ideale, Maximen und Konventionen, deren allmählichen Auf- und auch wieder Abbau. Nicht nur, dass

[1] In diesem Zusammenhang sei ebenfalls verwiesen auf den schönen, kunsthistorisch und daher abbildungsorientierten Band von Gabriele Huster: Wilde Frische, zarte Versuchung. Männer- und Frauenbild auf Werbeplakaten der fünfziger Jahre bis neunziger Jahre. Marburg 2001.

der Zeitgeist sich markant in den Werbebotschaften spiegelt, diese bestimmen ihn auch zusehends selber mit.

Nach einem Exkurs zu Begriff und Phänomenologie der Quelle und einem kritischen Schlaglicht auf den allgemeinen Umgang mit Bildern in den Geisteswissenschaften wendet sich Bonacker der Spezifik von Anzeigenwerbung als Quelle zu. Der naiv realistischen Bildbetrachtung hält sie die «Hyperritualisierung» und Überspitzung als verkaufsstrategische Intention als Chance der Bildauslegung entgegen. Egon Friedells berühmtes Diktum von der Übertreibung als «Eigentümlichkeit aller fruchtbaren Geschichtsdarstellung»[2] lässt sich auf Katrin Bonackers Fokus in der Werbungsforschung übertragen: Sie macht aus der Not der überzeichneten Wirklichkeitsabbildung eine Tugend, indem sie sie als Indiz für Ideal und Diskurs wie auch die Ankündigung oder Abzeichnung des Neuen in der Kultur in je zeitgenössischer Prägung deutet.

Diese theoretische Prämisse freilich bedarf geeigneter methodischer Analysetechniken. Hier wägt Bonacker «Schwierigkeiten und Möglichkeiten» von Zugang und Interpretation ab. Semiotische, hermeneutische und die auch im Fach verankerten ikonographischen Verfahren werden kritisch, aber bisweilen auch zu kurzgreifend diskutiert. So im Fall der Strukturalismuskritik, die sich bereits als eigener Mythos (im Barthes'schen Sinne) vom Strukturalismus selbst als einem flexiblen ethnologisch-philosophisch-semiotischen Interpretationsverfahren, das auf die Analyse von Mehrdeutigkeiten spezialisiert ist, abgelöst hat und als solche seit nun fast dreissig Jahren durch die deutschen Sozialwissenschaften geistert, ohne dass die im gleichen Zeitraum entstandenen «ausländischen» theoretischen wie Fallstudien hinreichend rezipiert würden. Etwas knapp kommen auch die Sexismen als zentrales Strukturelement von Werbung davon. Die Gefahr der bildimmanenten Deutung überdeckt hier die gesellschaftsstrukturimmanente Tragweite.

Als wichtiges Fazit aus der Zusammenschau ergibt sich gleichwohl die Erkenntnis um die Notwendigkeit einer gegenstandsbezogenen Kombination interpretativer Verfahren in der Analyse von Werbung als kultur- und sozialwissenschaftliche Quelle. Gerade in der Bricolage (übrigens auch eine strukturalistische «Erfindung») methodologischer und theoretischer Zugänge liegen Vorzug und Eigenheit unseres fachspezifischen Zugangs. Katrin Bonackers Leistung besteht nicht zuletzt darin, dies für das Beispiel der Werbung anregend aufgezeigt und anschaulich entwickelt zu haben. *Johanna Rolshoven*

URS-BEAT FREI/FREDY BÜHLER (Hg.): Der Rosenkranz. Andacht, Geschichte, Kunst. Bern: Benteli 2003. 495 S., Ill.

Anlass zu dieser umfangreichen Publikation war eine im Jahre 2003 vom Museum Bruder Klaus Sachseln veranstaltete Ausstellung zum Rosenkranz («Zeitinseln – Ankerperlen»), ein mutiges und anerkennenswertes Unterfangen angesichts des auch in vielen Buchbeiträgen registrierten weitgehenden Verschwindens dieser früher wohl beliebtesten spezifisch katholischen Andachtsform im Gefolge der nachkonziliaren Entwicklungen (an der wohl auch die von Papst Johannes Paul im Oktober 2002 verfügte Erweiterung wenig ändern kann). Über die Schwierigkeiten, aber auch die Befriedigung, eine solche Ausstellung zu gestalten, orientiert Museumsleiter und Herausgeber *Urs-Beat Frei* selber in einem Beitrag. Die ausgestellten Objekte entstammten der Rosenkranzsammlung des Zweitherausgebers *Fredy Bühler* und sind im vorliegenden Band mit hervorragenden Bildern und einem Katalog dokumentiert. Die 26 wissenschaftlichen Beiträge nähern sich, in sehr unterschiedlicher Länge, dem Thema «Rosenkranz» von theologisch-religionswissenschaftlichen, historischen, kunst-, literatur- und musikwissenschaftlichen, anthropologisch-psychologischen, schliesslich volkskundlich-ethnologischen Aspekten her. Im Rahmen dieser Zeitschrift sollen letztere hier besonders hervorgehoben werden.

Stefan Jäggi befasst sich am innerschweizerischen Beispiel mit der Rolle der Rosenkranzbruderschaften für die Verbreitung des Gebets in der Gegenreformation. Die Gründungen setzten kurz vor 1600 ein, Boomjahre waren 1623–28, am Ende des 18. Jahrhunderts hatte fast jede Pfarrei in der Innerschweiz eine solche Bruderschaft. Die von Jäggi bloss in einer Anmerkung (74) festgestellte Dominanz der Frauen darin kann praktisch für das ganze übrige katholische Europa bestätigt werden; insofern waren diese Bruderschaften wohl eines der wichtigsten Vehikel der im 17./18. Jahrhundert einsetzenden «Feminisierung» der christlichen Religion. *Harry Oelke* zeigt die reformatorische Kritik am Ro-

[2] Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. Bd. 1. München 1927, 18f.

senkranz auf, deren Argumente auch später immer wieder begegnen, etwa in der Aufklärung, deren Auswirkungen auf den Rosenkranz *Markus Ries* beschreibt, wobei natürlich für die Schweiz dem bekannten Bekämpfer aller volksreligiösen Äusserungen Ignaz Heinrich von Wessenberg eine tragende Rolle zufällt. Mitten in die Volkskunde führt der Bericht von *Karl Imfeld* über die Gebetspraxis im 20. Jahrhundert am Beispiel Obwaldens. Der aus dem reichen Schatz seiner pastoralen Tätigkeit schöpfende Verfasser behandelt den Rosenkranz als öffentliches wie privates Gebet, als «normales» und alltägliches wie als besonderes in Notzeiten. Er geht auch auf Spezialformen und den Gegenstand, die Zählkette, ein, zuletzt auf den Rückgang des einst so beliebten Gebets in unseren Zeiten. Angesichts der hier und anderswo konstatierbaren Erosion traditioneller Frömmigkeitsformen wünscht man sich dringend, der volkskundlich bewanderte ehemalige Kernser Pfarrer möchte seine Beobachtungen auch zu anderen Erscheinungen der vorkonziliaren Alltagsreligiosität noch zu Papier bringen, bevor sie endgültig verblasste Erinnerungen sind und zukünftige Historiker keinen Boden mehr unter den Füssen haben. Die zentrale, aber kaum beantwortbare Frage, die sich mir beim Lesen stellte, ist nämlich die, wie weit die von Imfeld geschilderten Praktiken zurückreichen. In den üblicherweise für die Zeit vor 1800 verwendeten Quellen, etwa Visitationsakten, finden sich nämlich kaum brauchbare Hinweise. Ebenfalls zentral für die volkskundliche Forschung war und ist der Amulettcharakter und magische Gebrauch des Rosenkranzes, den hier *Werner Schiedermair* kurz, aber kompetent behandelt. Mit (den sonst überreichen) Abbildungen etwa der bekannten Neidfeige werden wir diesmal allerdings im Stich gelassen. *Rudolf Fidler* konnte für die Stadt Werl wahrscheinliche Zusammenhänge zwischen einer Hexenverfolgungswelle und der Stiftung eines Rosenkranzaltars um 1630 ausmachen und ordnet diese ein in ein dualistisches System (Eva, bzw. Hexe kontra Maria) zwischen Idealisierung und Dämonisierung der Frau, verbunden mit einer negativen Einschätzung der Sexualität. Das klingt plausibel; der Befund dürfte allerdings nicht generalisierbar sein. Ich würde auch vor einer Rückprojektion der kirchlichen Sexualfeindlicheit des 19./20. Jahrhunderts in die Frühneuzeit warnen. Bayern, und in noch grösserem Rahmen die mittelmeerischen Länder legten damals zwar in den Normen, aber weit weniger in der Praxis der Sexualität Schranken auf; sie zeichnen sich durch einen exzessiven Marienkult aus, kannten aber kaum Hexenverfolgungen.

Volkskundlich lesenswerte und originelle Beiträge scheinen mir noch jener von *Patrick Dondelinger* zur Praxis des Rosenkranzes im heutigen Lourdes und derjenige von *Jörg Jochen Berns* zur «präcinematischen» Bedeutung des Rosenkranzgebetes zu sein. Die abschliessenden Aufsätze befassen sich mit Gebetsketten in anderen Religionen, wobei auch die umstrittene Herleitung des Rosenkranzes aus dem Islam diskutiert wird. Der Herausgeber *Urs-Beat Frei* bemüht sich in seinem Beitrag um eine Begriffsklärung und möchte insbesondere den Gegenstand «Rosenkranz» als «Andachtskette» vom gleichlautenden Gebet trennen (ein weniger radikaler Vorschlag wurde für den Katalog angewandt). Es wäre dies sinnvoll, aber ob sich diese Terminologie angesichts weiterer konkurrierender Begriffe (Gebetskette, Zählkette bzw. -schnur) durchsetzen kann, bleibt abzusehen. Wie manche andere Autoren legt er Wert auf eine mehr christologische Interpretation des Rosenkranzes. Das entspricht zwar heutigen vatikanischen Intentionen, ich bin mir aber (mit *Markus Ries*) sicher, dass früher der mariologische Gehalt der wichtigere war.

Der einleitenden Feststellung der Herausgeber: «selbständige wissenschaftliche Publikationen fehlen auf dem Markt seit langem fast vollständig» (S. 10) kann man uneingeschränkt zustimmen, auch über den deutschsprachigen Raum hinaus. Von daher könnte man ohne weiteres dem vorliegenden Band den Ehrentitel eines vorläufigen Standardwerks zum Thema «Rosenkranz» verleihen. Einige Aspekte fehlen zwar, doch war es wohl unmöglich, dazu Bearbeiter zu finden. Ich denke etwa an den wirtschaftsgeschichtlichen Aspekt: Bei schätzungsweise gut 70 Millionen Katholiken nur im Europa des 18. Jahrhunderts muss die offenbar vor allem an Wallfahrtsorten (Einsiedeln, Loreto) betriebene Anfertigung der Gebetsketten (vielleicht während der «pilgerarmen» Jahreszeit im Winter) ein bedeutender Gewerbezweig gewesen sein; den Weg zur Massenfabrikation des Industriezeitalters zu verfolgen, wäre spannend. Demgegenüber könnte man die (im Beitrag von *Chadour-Sampson* nur angetönte) Frage nach dem Rosenkranz als Statussymbol in einer strikt ständischen Gesellschaft weiter verfolgen. Wie stand es ferner mit dem Rosenkranz in den indianischen Missionen: Innovation oder Anknüpfen an Bestehendes? Nachdem der Rosenkranz ja einen Lebensweg (Christi bzw. Mariä) beschreibt, wäre es interessant, über seinen Gebrauch als Weg-Gebet (für die Wallfahrt, im spanischen *rosario callejero* usw.) mehr zu erfahren.

Dass der Katalog/Sammelband sich stark auf die Schweiz und das angrenzende Deutschland konzentriert, kann man den Herausgebern nicht allzusehr verargen; dennoch hätte ich mir gewünscht, dass die durchaus vorhandene, wenn auch sehr verzettelte Forschung der romanischen Länder zum Rosenkranz miteinbezogen worden wäre (ansatzweise geschehen im Beitrag von *Jäggi*). Uneingeschränkt

positiv hingegen hervorzuheben ist ein weiteres und letztes Moment, womit sich das Werk von einem trockenen, handbuchartigen Standardwerk unterscheidet, nämlich die vorzügliche und auch informative Bebilderung sowohl im Text- wie im Katalogteil und die sorgfältige und ansprechende äussere Aufmachung (somit ein Dank auch an den Fotografen *Georg Anderhub* und den Verlag Benteli). Das Werk ist nicht bloss eine, unter vielen anderen dem Volkskundler/Historiker vieles bietende wissenschaftliche Fundgrube, sondern auch ein Schmuckstück für das Bücherregal, was beides zusammen heute leider eher selten vorkommt. *Peter Hersche*

PAUL HUGGER: Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Liechtenstein. Fotografien: Giorgio von Arb. Zürich: Offizin Verlag 2002. 336 S., Ill.

Paul Hugger entwirft mit diesem Buch «eine Gesamtschau über den durch Brauch und Ritus gestalteten Umgang mit dem Tod in der Schweiz» (S. 7), wie er selbst im Vorwort formuliert. Das umfassende Werk des emeritierten Ordinarius, der sich seit Jahrzehnten mit der Problematik befasst, mit über 100, teilweise exquisiten Schwarz-weiss-Fotografien von Giorgio von Arb nähert sich dem universellen Thema Sterben, Tod und Trauer auf vielfache Weise: feldforschend, theoretisch, zivilisationskritisch, archivalisch und vor allem sehr persönlich, denn der Autor schreibt häufig in Ich-Form.

Sechs grosse Kapitel geben der Untersuchung eine gliedernde Struktur. Das erste stellt einen Abriss der Forschungsgeschichte thanatologischer Schriften der letzten Jahrzehnte dar, wobei Thanatologie im strengen Sinne Sterbensforschung bedeutet und vorwiegend von der Medizin, Psychologie oder Philosophie und weniger von der Volkskunde betrieben wird. Im zweiten Teil wird die Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz skizziert. Der dritte, «Exempla», widmet sich lokalen und persönlichen Beispielen, und im vierten Teil werden einzelne Paradigmata der Trauerkultur näher beleuchtet. Im fünften Teil werden religiöse und ethnische Minderheiten in ihrem Verhältnis zur Bestattungskultur vorgestellt. Der sechste und letzte Teil gilt der Geschichte der Friedhöfe.

In den theoretischen Zugängen zur Todesproblematik werden zwei Forschungsstrategien diskutiert, welche die Haltung der Menschen zum Tode kennzeichnen. Diejenigen, welche das Verhältnis zu Sterben und Tod als eine universelle anthropologische Konstante deuten, oder diejenigen, welche dieses als ein historisch wandelbares Phänomen ansehen. Es werden sowohl ethnologische als auch volkskundliche Arbeiten wie die des berühmten Schweizer Altphilologen Karl Meuli referiert, der vor allem auf die Ambivalenz unserer Gefühle und Handlungen gegenüber den Toten abhebt. Des weiteren werden die Studien von Philippe Ariès grob skizziert.

Der zweite grosse Abschnitt über die «Entwicklungslinien der Sepulkralkultur in der Schweiz» rekurriert vornehmlich auf die wichtigen Arbeiten des Historikers Martin Illi, wobei es als bemerkenswert erscheint, dass in der Schweiz die Sargbestattung offenbar – anders als in den europäischen Nachbarländern – schon im Mittelalter üblich war, während die Kleriker ohne Sarg bestattet wurden. Durch die Reformation erfolgte ein nicht näher spezifizierter und wenig durch Quellen belegter Bruch in den Bestattungssitten, ein Versuch, *tabula rasa* mit den traditionellen Ritualien zu machen. «Generell wurden die Friedhöfe in der evangelischen Schweiz abgeräumt» (S. 42). «Generell wurde das Ziel der Reformatoren verfehlt, den Friedhöfen ein einheitliches und geordnetes Aussehen zu verleihen» (S. 43). Die neuen Friedhöfe des 19. Jahrhunderts werden als «formlos» qualifiziert, als «Entsorgungsstätten» (S. 47), die dem Publikum für Grabbesuche oftmals verschlossen blieben – eine zu grosse Verallgemeinerung, berücksichtigt man etwa die ambitionierten Friedhofsneugründungen in Städten wie Basel oder Zürich im Laufe des 19. Jahrhunderts.

«Exempla», ausgewählte Orte, an denen die Sepulkralkultur einzelner Ortschaften und Regionen dokumentiert werden. Es handelt sich um Berichte darüber, welche ritualisierten Handlungen in der Stunde des Todes und anlässlich der Beerdigung vollzogen wurden, um lokale und konfessionelle Spezifika und wiederkehrende Ritualelemente wie den Versehgang, das Todansagen, die Aufbahrung oder den Leichenschmaus. Charakteristisch für das ritualisierte Eingebundensein in die Gemeinschaft ist, dass der «Gesamtablauf des Sterbens und der Totenbetreuung» ... «einer Dramaturgie, einer gesellschaftlichen Inszenierung» unterlag, «die das Geschehen zwar unterschiedlich prägte, aber doch den Individuen weitgehend die Initiative wegnahm oder ersparte» (S. 104). Im weiteren werden die Einzelelemente des Sterbens, Begrabens und Erinnerns noch einmal gesondert betrachtet, wobei sich zeigt, dass der Tod bei Protestanten und Katholiken gleichermassen präsent war und sich vor allem in der Öffentlichkeit vollzog. Mit dem Ableben verlor der Tote seine private Sphäre und wurde zur Angelegenheit der Öffentlichkeit, womit auch die Hinterbliebenen aus der Privatheit ihres Trauerns herausgeholt werden. Leider wird der Prozess des sich allmählich individualisierenden und privatisierenden Ster-

bens, Trauerns und Gedenkens, wie er sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, nicht nachgezeichnet.

In den «Paradigmata», die Hugger im Unterschied zu den «Exempla» als grundsätzlich und repräsentativ bezeichnet, werden vielfältige Aspekte, die im weitesten Sinne die sepulkrale Kultur berühren, angerissen: Kindersterblichkeit, postmortale Fotografie, Testamente, Bruderschaften und ihre regionalen Ritualien, die Entstehung von Bestattungsunternehmen, Gespräch mit einem ehemaligen Sargschreiner über seinen beruflichen Werdegang, es wird über die Toteninsel von Arnold Böcklin und ihre populäre Rezeption reflektiert oder über Passionsspiele und die Tradition der Heiliggräber berichtet.

Im Kapitel über die «Minderheiten in ihrer Bestattungskultur» wird leider nichts über ihre quantitative Verbreitung und ihren Einfluss auf die schweizerische Kultur und Lebensweise gesagt.

Der letzte Abschnitt über den «Friedhof als Phänomen der Kulturgeschichte» wirkt in seiner skizzenhaften Grobmaschigkeit wenig erhellend, zumal die Entwicklung in Deutschland und Frankreich in nur wenigen Abschnitten zusammengefasst ist. Mit einem Griff in das persönliche Schatzkästlein werden abschliessend «besondere Friedhöfe» vorgestellt, die ihre Besonderheit aus den persönlichen Vorlieben des Autors und ihrer Aura beziehen, welche den Besucher in den Bann ziehen und nachdenklich stimmen könnte. Sei es der Friedhof in Morcote, der Judenfriedhof in Bern, die Friedhöfe in Jaun oder Lantsch, die wegen ihrer landschaftlichen Reize, ihrer Grabmalkunst oder der dort beigesetzten Persönlichkeiten zu attraktiven Reisezielen werden könnten. Die Auswahl ist rein subjektiv und nicht systematisch in der Art, dass das ausgewählte Einzelbeispiel repräsentativ für einen Typus oder eine Epoche ist, wie auch das gesamte Kapitel über die Friedhöfe wenig analytisch angelegt ist, da das Pittoreske im Vordergrund steht. So werden die Friedhofsarchitektur des gesamten 20. Jahrhunderts mit ihren ambitionierten Neuanlagen wie etwa die des führenden Schweizer Landschaftsarchitekten Kienast in Fürstenwald bei Chur oder der Friedhof Eichbühl in Zürich-Altstetten aus den 1950er Jahren wie auch die zeitgenössische Bestattungskultur völlig ausgeblendet.

Es scheint das Privileg eines Grandseigneurs der Volkskunde zu sein, solch subjektive Streifzüge durch grosse Themengebiete zu unternehmen. Dabei inspiriert die Qualität und Besonderheit der Einzelbeispiele wie z. B. ein Testament von 1862 aus Strassburg, in dem zahlreiche soziale Institutionen umfangreich und die langgediente Magd nachhaltig mit Leibrenten, Wohnrecht und Mobiliar bedacht werden.

Barbara Happe

GYÖRGY BALÁZS (Hg.): A Néprajzi Múzeum Évkönyve 2000. Budapest: Néprajzi Múzeum [2001]. 209 S., Ill. (Néprajzi értesítö = Annales musei ethnographiae, 82).

Seit der politischen Wende in Europa, genauer seit dem Jahrbuch 1992 gibt das Ethnographische Museum Budapest stets eine englische Zusammenfassung als Abschluss zu seinen auf Ungarisch verfassten Artikeln, so dass die interessierte Öffentlichkeit, die der ungarischen Sprache nicht mächtig ist, Einblick in das Schaffen des grössten und wichtigsten ethnographischen Museums des Landes gewinnen kann. Im vorliegenden Jahrgang ist nun der verantwortliche Redaktor auch gleichzeitig der Übersetzer der Zusammenfassungen ins Englische. Zum ersten Mal ist ausserdem das «Inhaltsverzeichnis» unterteilt und um zwei weitere Abschnitte, «Dokumente» und «Ausblick», ergänzt worden. Den Schluss bilden Buchrezensionen und ausgewählte Literatur zu den Themen «Handhabung von Sammlungen» und «Präventive Konservierung», wiederum vom umtriebigen und fleissigen *György Balázs* verfasst.

Den beiden erwähntenThemen ist denn auch das Jahrbuch 2000 gewidmet. Damit sind zentrale Aufgaben eines jeden ethnographischen Museums angesprochen. Das Ethnographische Museum von Budapest hat kürzlich einen Plan zur präventiven Konservierung in Kraft gesetzt, gefolgt von verschiedenen Schritten in der Handhabung von Sammlungen, um die Bedingungen für seine grossen Kollektionen zu verbessern (*Zoltán Fejös*, Editorial). In einem alten historischen Gebäude wie dem gegenwärtigen Museumsgebäude (dem Parlament gegenüber am Kossuth Lajos tér 12 gelegen) müssen die Lagerbestände verschoben werden, wenn in den Räumen gearbeitet wird. Klimaanlagen, Wärmedämmung, Feuchtigkeitsmessung wurden in den frisch renovierten Räumen eingeführt. Eine Gruppe von Konservator/innen waren während zwei Jahren mit der Handhabung der Sammlungen mit Erfolg betraut (*György Balázs*). Zufälle, unvorhergesehene Schwierigkeiten, aber auch mangelnde Kommunikation können die Arbeit des Mitarbeiterstabs erschweren, bemerkt ein externer Beobachter und wünscht sich vermehrt auf Englisch übersetzte Texte im Sinne echter präventiver Konservierung (*James McGreevy*). Ein holländisches Beispiel berichtet von der Teilprivatisierung der staatlichen Museen in den Niederlanden und deren Auswirkung auf die Führung der Museen (*fundraising- and museum-policy*,

aber auch kreative Neuansätze unabhängig von Geld; *Mart van der Sterre*). Es folgen Berichte von ethnographischen Museen in grösseren Städten Ungarns. Raumprobleme sind überall die grössten Hürden und Gefahren für die korrekte Konservierung der Objekte. Computerisierung erleichtert allgemein die Depotverwaltung und hält vermehrt Einzug in den Alltag der Konservator/innen. Ein Kapitel ist ausschliesslich der Einführung eines neuen Computersystems im Ethnographischen Museum von Budapest gewidmet (*Emil Ráduly*).

Der Abschnitt «Dokumente» beinhaltet europaweite Richtlinien, einen Fragebogen zur gesamten Museumsführung (inklusive Saalreinigung) und einen Brief des ehemaligen Museumsdirektors Tamás Hoffmann, in welchem er Stellung nimmt zu den aussereuropäischen Kollektionen des Museums. Trotz Raumnot gehören sie (es handelt sich um ozeanische Kulturgüter) ganz wesentlich zum Gesamtkonzept eines ethnographischen Museums. Der Abschnitt «Ausblick» beschäftigt sich mit technischen und chemischen Hilfsmitteln, die im Umgang mit den schützenswerten Objekten (Textilien, Hölzer) eingesetzt werden und deren Risiko deshalb abgeschätzt werden muss (Naphthalin, Silikongel, Lichtquellen, Verdunster). Aber auch der Frage, ob das Publikum auf noch spielbaren Instrumenten spielen darf, wird nachgegangen. Schliesslich wird das Augenmerk auf den Transport von Museumsobjekten gelenkt (*Emese Szojka*, S. 104–107 und *Murray Frost*, S. 170–191).

Das Jahrbuch 2000 ist eine Selbstreflexion des Ethnographischen Museums über seine Aufgaben als sammelnde und konservierende Institution, gewonnen aus der konkreten Umsetzung der Restaurationsarbeiten im jetzigen Gebäude, das somit vom Provisorium zur definitiven Heimatstätte avanciert wäre.

Paula Küng-Hefti

GÁBOR WILHELM (Hg.): A Néprajzi Múzeum Évkönyve 2001. Budapest: Néprajzi Múzeum 2002. 154 S. (Néprajzi értesítö = Annales musei ethnographiae, 83).

Zum ersten Mal ist ein Jahrbuch des Ethnographischen Museums von Budapest vollständig auf Englisch erschienen und somit einem europaweiten Publikum problemlos zugänglich. Es handelt sich um 21 Vorträge aus 14 Ländern, gehalten an der Konferenz vom 14.–16. Juni 2001 in Budapest zum Thema: «Ethnographic museums in East and Central Europe – challenges and chances at the beginning of the 21th century». Der Inhalt ist unterteilt in «Perspectives» und in «Aspects». Die Referent/innen sind Persönlichkeiten aus der Fachwelt, fast durchgehend die Direktor/innen verschiedener führender Häuser aus Ost- und Zentraleuropa. Also eine Fachkonferenz von Führungskräften, betraut mit der Verantwortung für die grossen staatlichen und nationalen ethnographischen Museen? Der Zeitpunkt ist nicht zufällig: Was bringt das neue Jahrhundert, ja sogar das neue Jahrtausend? Sie alle sind sich bewusst, dass seit der politischen Wende die Rahmenbedingungen sich geändert haben. Welchen Einfluss haben diese Veränderungen für die Strategie der Museen? Und wie ist das Verhältnis zur Tradition des eigenen Hauses, zur gewachsenen Geschichte der Kollektionen? Diesen zwei zentralen Fragen gehen die Referate nach. Dabei ist das Bewusstsein für die eigene Tradition geschärft worden. Im ersten Teil der Konferenzbeiträge stehen Zusammenfassungen der Entstehungsgeschichte des jeweiligen Museums im Vordergrund. Stellvertretend für andere sei auf den Artikel von *Zoltán Fejös* (dem gegenwärtigen Direktor des Budapester Ethnographischen Museums und Chefherausgeber des Jahrbuchs) hingewiesen, der es sich nicht nehmen lässt, auf die Arbeit seiner Vorgänger einzugehen (u.a. Tamás Hoffmann, 1969–1992, und Tamás Hofer, 1992–1997): Er betont, dass neben nationalen Sammlungen «exotische» Kollektionen mit zur Geschichte des Museums gehören. Oder auf den Artikel von *Franz Grieshofer* aus Wien, der gerade im Museum für Österreichische Volkskunde Wert legt auf die Sammlungen aus Gegenden der ehemaligen k. und k. Monarchie, z. B. der Bukowina oder aus Istrien, die ausserhalb der aktuellen Grenzen Österreichs liegen. Aus den Referaten geht klar der Wille hervor, in einem intensiven und regelmässigen Austausch zu stehen. Ziel ist ein gemeinsames Europa, und die Gemeinsamkeiten, das europäische Erbe soll auch in den verschiedenen ethnographischen Museen sichtbar und erlebbar sein. Hierzu gibt es bereits bestehende Netzwerke in Paris, Budapest und Berlin (s. *Konrad Vanja*, S. 13).

Im zweiten Teil gehen die Referent/innen eher auf Einzelfragen ein. Der Herausgeber des Jahrbuchs, *Gábor Wilhelm*, fasst zusammen: Es ist klar, dass das Konzept des ethnographischen Museums ursprünglich ein Kind des 19. Jahrhunderts ist und aus der Ethnologie (Völkerkunde) entstanden ist. Wie soll das Konzept im 21. Jahrhundert aussehen? In der grossen Sammeltätigkeit, die zum materiellen Bestand so vieler nationaler Museen beitrug, bedeutete das Ende des Zweiten Weltkriegs eine deutliche Zäsur. In den 1970er und 1980er Jahren kehrte das ethnologische Interesse zurück, diesmal aber in Begleitung von brennenden rechtlichen Fragen. Der Westen als Usurpator? Damit verbunden entstanden

neue Ausstellungskonzepte, welche exotische (traditionelle) *und* europäische (moderne) Lebensweisen nebeneinander darstellten. Hierauf wurden die Anfänge ebenfalls kritisch durchleuchtet: Welche Gesellschaftsformen prallten damals im 19. Jahrhundert aufeinander? Erst bei Kenntnis des Kontexts macht das Material Sinn. Dabei wird einerseits die Herkunft der Objekte (als Repräsentanten ihrer ursprünglichen Gesellschaft) untersucht, andererseits wird das Museum in seiner Rolle als Vermittler verständlich gemacht. Um die Entstehung einer Sammlung vollständig aufzeichnen zu können, ist die Zusammenarbeit mehrerer Museen Vorbedingung. Für eine solche Kooperation hat nun die Stunde geschlagen. Denn die Geschichte der Geschichte von musealen Objekten innerhalb von europäischen Museen bleibt noch zu schreiben. Die Forderung des Tages ist aber die Auseinandersetzung mit dem Alltag hier und jetzt. Dabei rückt vermehrt das Leben in urbanen Räumen ins Blickfeld, und da es sich um hochkomplexe soziale Gebilde handelt, ist nur ein systematischer Zugang erfolgversprechend. Internationale Richtlinien für Sammeln und Forschen könnten dabei hilfreich sein. Minoritäten stellen seit den 80er Jahren vermehrt innerhalb von Museen aus, um über ihr Leben zu informieren. Dabei geht es weniger um ethnographische Objektivität als vielmehr um das Recht auf Selbstdarstellung von Individuen und Gruppen. Brisante Fragen der Zielsetzung für das Publikum tauchen auf: Geht es um Information oder um Show? Geht es um Hilfe zur Selbstfindung oder vielmehr um ein Befremden? Die Vermittlung von Wissen – das erste Ziel eines ethnographischen Museums – kann nicht ersetzt werden, ohne Fragen der Rechtmässigkeit aufzuwerfen und der museologischen Tätigkeit Grenzen zu ziehen: Wer ist der rechtmässige Besitzer eines kulturellen Erbes? Wer soll ein kulturelles Erbe ausstellen? Fragen, die alles andere als leicht zu beantworten sind!

Allgemein sollte das Publikum einen besseren Zugang zu den Beständen eines Museums haben, unabhängig von speziellen Ausstellungen, die einseitig sein können und den Sinn der ausgestellten Objekte wenig erhellen. Oft sind aber zusammengehörige Objekte an verschiedenen Orten gelagert. Computer erlauben, Daten aus unterschiedlichen Quellen zu analysieren und miteinander zu vergleichen. Das Internet ist eine interessante Lösung, allerdings nur bei einheitlicher Terminologie. In der Praxis geht es nun darum, wo beginnen, um diese grenzüberschreitende Arbeit auf gesamteuropäischer Ebene zu verwirklichen. Leihgaben aus anderen Museen für Ausstellungen werden immer wichtiger, um eine Sammlung, z. B. über das Leben von heute, zu vervollständigen. Nur etwa zehn Prozent des Bestandes eines Museums kommen bei einer Ausstellung zur Geltung, deshalb sind Publikationen (Kataloge, Interpretationen) über andere, dem Publikum nicht zugängliche Bestände so wichtig: Ihre Koordination, Vereinheitlichung und Vervollständigung ist Aufgabe der Zukunft. *Paula Küng-Hefti*

ZOLTÁN FEJÖS (Hg.): A Néprajzi Múzeum Évkönyve 2002. Budapest: Néprajzi Múzeum 2003. 188 S., ill. (Néprajzi értesítö = Annales musei ethnographiae, 84).

Das Jahrbuch 2002 des Ethnographischen Museums von Budapest hat eine neue, zeitgemässere Aufmachung erhalten, ist auf Glanzpapier gedruckt und enthält farbige Abbildungen. Wie seit einigen Jahren üblich, enthält der Band jeweils am Schluss eines Artikels eine englische Zusammenfassung (übers. von Gábor Balázs und Andor Botos). Neu ist aber, dass an der Spitze des Jahrbuchs drei ausländische, auf Ungarisch übersetzte Beiträge stehen (mit deutscher bzw. englischer Zusammenfassung): Gottfried Korff: «Die ethnographischen Museen: Schule des Befremdens?», Jacques Mercier/AndrásZempléni: «Exhibition of the meaning: the object and the body in anthropological museums» und Elizabeth Edwards: «Rethinking photography in the ethnographic museum». Thema des Bandes ist «Die ethnographische Ausstellung (A néprajzi kiállítás)». Im folgenden möchte ich vor allem den ersten Aufsatz sowie einige der ungarischen Originalbeiträge kurz beleuchten.

Gottfried Korff arbeitet den Gegensatz zwischen dem Kunstmuseum und dem Ethnographischen Museum als Institutionen verschiedener Zielsetzung heraus. Das Kunstmuseum bewahrt bewährte, zur Klassik erklärte Kunst auf, seine Zielsetzung ist die «Possession», die Dauerhaftigkeit der Objekte, die Unvergänglichkeit ihres Wertes. Demgegenüber interessiert sich das Ethnographische Museum für die Zeugen gelebter Gegenwart, aber auch für den Alltag bereits vergangener Zeiten. Nicht das einzelne Objekt ist wertvoll, unvergänglich, sondern seine Stellung innerhalb eines Ensembles, sein Ort in einem sinnhaften Zusammenhang. Die Zielsetzung dieser Institution ist die «Prozessualität» der menschlichen Umwelt. Damit steht das Ethnographische Museum der Soziologie nahe. Die Dinge haben oft symbolhaften Charakter, wie der letzte Artikel des Jahrbuches am Beispiel einer jüdischen Hochzeit sehr schön zeigt (*Miklós Rékai*, S.185). Dem Kurator, der Kuratorin kommt eine herausragende Bedeutung zu. Denn ohne sie funktioniert kein Museum, sind doch ihr Fachwissen und ihre vertiefte Kenntnis der Exponate die Grundlage jeder museologischer und museografischen Aktivität. Beson-

ders die Frage der Authentizität oder Echtheit ist bedeutsam. Daraus leitet sich nämlich die Unterscheidung von eigen und fremd ab. Werden diese beiden Aspekte aufeinander bezogen, bildet sich der Kern und Ausgangspunkt der «Schule des Befremdens», um mit Peter Sloterdijk zu sprechen. Sloterdijk interessierte sich in einem Artikel in der FAZ vom 17.03.1989 als Philosoph für das Phänomen Museum wegen des beispiellosen Erfolgs dieser Institution seit den achtziger Jahres des letzten Jahrhunderts. Eigentlich ist das Museum westeuropäischer Prägung ein Kind des 19. Jahrhunderts. Im Gegensatz zum damaligen Interesse an vorwiegend exotischen Objekten richtet sich die Aufmerksamkeit heute vermehrt auf den Aussteller/die Ausstellerin, ihre Motivation und die Intention einer Ausstellung sowie auf die Rezeption durch ein wachsendes Publikum. Diente das Museum im 19. Jahrhundert vor allem der Identitätsfindung der Betrachtenden, indem es u.a. das Nationalgefühl stärkte, soll das Museum heute gerade die Identifikation mit einem Kulturerbe hinterfragen und verhindern. Das Exponat – auch ein alltäglicher Gegenstand! – soll in seiner Fremdheit belassen bleiben, soll befremden und dadurch emotional anrühren. Der einfachste Weg zu diesem Erlebnis führt über die Wahrnehmung zeitlich-räumlicher Ferne bzw. Nähe und bleibender Fremdheit. Damit wird das Ethnographische Museum zur Metapher der modernen Gesellschaft im Zeitalter der Globalisierung. Nicht Weihe, sondern Provokation sei die Aufgabe des Ethnographischen Museums, nicht Tradition, sondern der osmotische Austausch verschiedener Kulturen der Grenzlinie ihrer Berührungspunkte entlang.

Nun, mag Sloterdijk auch z.T. um der Provokation willen provozieren, Tatsache ist, dass die heutigen Museumsdirektor/innen sich vermehrt wechselnden Ausstellungen zuwenden, sich an Sonderausstellungen mit oft gewagter Kombination gegensätzlicher Themen heranwagen, die eigene Geschichte reflektieren oder Minderheiten zur Selbstdarstellung auffordern. (Mit diesen Themen beschäftigen sich die ungarischen Originalbeiträge.) Der Museumsbesuch gestaltet sich zu einem *rite de passage* im Sinne von Lévi-Strauss (*Zoltán Fejös*, S. 57–68). Das Publikum soll intellektuell und emotional angesprochen werden, es soll eine bleibende Erinnerung an ein echtes Erlebnis nach Hause tragen und dadurch zu erneuten Besuchen in Museen angeregt werden. Das Publikum dankt's. *Paula Küng-Hefti*

Silvia Hofmann/Ursula Jecklin/Silke Redolfi (Hg.): frauenRecht. Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2003. 320 S., Ill.

Im Jahr 2000 gab der «Verein für Kulturforschung Graubünden» ein vierbändiges «Handbuch der Bündner Geschichte» heraus, worin Fragen der Frauen- und Geschlechtergeschichte im Zeichen der dominierenden Patriarchen-Historiographie kaum der Erörterung wert waren. Es ist der Fachkompetenz, der Hartnäckigkeit und der Überzeugungskraft der Herausgeberinnen zu verdanken, dass nur drei Jahre später das ebenfalls vierbändige Werk «Fraubünden», dessen erster Band unter dem Titel «frauenRecht» nun vorliegt, als offizielles nachhaltiges Projekt zur 200-Jahr-Feier des Kantons anerkannt wurde. Bis 2006 sollen Themenbände zur Körpergeschichte, Frauenarbeit sowie zur Migration und Marginalisierung von Frauen erscheinen.

Vor erst zwanzig Jahren erhielten in Graubünden die Frauen die politische Gleichberechtigung auf Kantonsebene. Dies veranlasste die Historikerin *Silke Redolfi*, nach der historischen Fundierung geschlechtsspezifischer Diskriminierungen durch das «Recht» und deren Auswirkungen auf den Alltag von Frauen zu fragen. Im Zentrum ihrer Studie, die auch für volkskundlich Interessierte von Belang ist, steht das Zivilrecht mit der Ehegesetzgebung, dem Erbrecht und der Vormundschaft. Anhand von zahlreichen Einzelschicksalen gelingt es der Autorin, Licht in den juristischen Paragraphendschungel der Geschichte mit seinen für Frauen verhängnisvollen Fallstricken zu bringen.

So sei bloss vermerkt, dass alleinstehende Frauen in Graubünden – ähnlich wie in andern Kantonen der Schweiz – bis 1862 und, wenn sie Vermögen besassen, unter Umständen sogar bis zum Bundesgesetz über die persönliche Freiheit von 1881 öffentlich bevormundet waren. Aufgrund der Vogteigesetze konnte beispielsweise die 42jährige ledige und deshalb «verbeiständete Frau» Anna Margaretha Eblin in Chur, die 1852 den 25jährigen Schlosser Nicolaus Jost von Seewis heiraten wollte, von einem männlichen Verwandten, der es auf das Geld der vermögenden Chirurgentochter abgesehen hatte, mit Polizeigewalt in die «Versorgungsanstalt» Masans gebracht und als geisteskrank erklärt werden. Die Geschlechtsvormundschaft diente also einzig und allein dem Zweck, die männliche Verfügungsgewalt über das Familienvermögen zu wahren.

Ausser der Thematik Recht (auch das politische und kirchliche Stimm- und Wahlrecht von Frauen kommen in zwei Abhandlungen zur Sprache) enthält der vorliegende Band im zweiten Teil einen weiteren grundlegenden Beitrag, nämlich eine über 2200 Titel zählende detaillierte Bibliographie zur Ge-

schichte der Frauen in Graubünden, wofür Archivbestände, Druckschriften sowie Bild- und Tonträger im Zeitrahmen von 1800 bis 2000 nach thematisch-chronologischen Prinzipien erfasst wurden. Wegweisend und hilfreich sind die Kurzkommentare zu den einzelnen Rubriken, die jedes VolkskundlerInnenherz höher schlagen lassen, wie zum Beispiel «Alltagsbeschreibungen», «Arbeit im und ausser Haus», «Erziehung und Ausbildung», «Heimat und Fremde», «Hotellerie, Gastronomie, Tourismus».

Mit Fug und Recht darf frau und man sich auf die weiteren Bände freuen! *Ursula Brunold-Bigler*

VERA HAMBEL: «Die alte Heydnische Abgöttische Fabel von der Alraun». Verwendung und Bedeutung der Alraune in Geschichte und Gegenwart. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde 2003. 454 S., III. (Passauer Studien zur Volkskunde, 21).

«Der eine faselt von Alraunen./Der andre von dem schwarzen Hund» spottet Mephistopheles in Goethes *Faust II*. Damit ist auf die abergläubische Funktion eines seltsamen Gebildes verwiesen, das wie ein Kulturrelikt erscheinen mag, aber durchaus Kontinuität hat: die Alraune oder Mandragora. Die zur Familie der Nachtschattengewächse gehörende Pflanze enthält medizinisch wirksame Inhaltsstoffe und fand und findet als Schmerz- und Rauschmittel, als Aphrodisiakum oder rituelles Mittel in vielerlei Kulturen Verwendung. Insbesondere die anthropomorphe Gestalt der gespaltenen Wurzel, die der Sage nach aus dem Samen oder Urin von Gehängten entsteht, durchzieht als Mythos die Menschheitsgeschichte und macht die menschenähnliche Alraune zum Objekt botanischer und pharmakologischer, medizinischer und religiöser Praktiken. Die beseelte Wurzel steht im Spannungsfeld von Natur und Kultur, Pharmazie und Magie.

Die vorliegende, ungemein materialreiche Arbeit gibt eine botanische und pharmakologische, etymologische und historische Einführung ins Thema. Danach wird die Alraune im 20. Jahrhundert untersucht, der Handel mit der Wurzel, ihr Gebrauch in der Alternativ- und Schulmedizin, die medizinische, magische und rituelle Verwendung, werden die Risiken von Rausch und Gift, die Darstellung in der bildenden Kunst, Literatur, Musik, im Film, Comic und Theater erörtert. Eine Spannbreite, die bis zu Hildegard Knef in einer trivialen Alraune-Rolle oder zauberkräftigen Alraunen im zweiten *Harry Potter*-Band reicht.

Diese Datenbasis wird durch eine Umfrage zur Alraune heute erweitert. Sie erfolgte mithilfe eines Fragebogens im Internet, wobei sowohl das Medium selbst als auch die Stichprobe der «Alraune-Interessierten» methodische Probleme aufwirft und die Ergebnisse relativiert; auch eine Kontrollgruppe fehlt. Und gewiss hätten qualitative Interviews mit einer lebensweltlichen Orientierung eine sinnvolle Ergänzung und Vertiefung bringen können. Die Autorin diskutiert die Vor- und Nachteile ihrer Erhebung aber eingehend und ist sich der Einschränkungen bewusst. So haben ihre Befragungsergebnisse eher explorativen als repräsentativen Charakter, sie sind aber durchaus erhellend und werfen ein Schlaglicht auf eine weitgehend unbekannte «Szene».

Neben deskriptiven Erkenntnissen hätte man sich indes auch eine analytische Vertiefung der Ergebnisse im Kontext neuerer volksmedizinischer Theoreme und ethnologischer Forschungen gewünscht. Fragen also, welche Funktion heute magische Praktiken haben, die einst Bewältigungsstrategien defizitärer Lebensbedingungen waren. Und die heute in einer rational-entzauberten Welt esoterische Gegenwelten eröffnen und den Zauber alter kosmischer Lebenskraft in sich zu tragen scheinen.

Wolfgang Alber

CHRISTIAN GIORDANO/DOBRINKA KOSTOVA/EVELYNE LOHMANN-MINKA (Hg.): Bulgaria. Social and cultural landscapes. Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag 2000. 252 S. (Studia ethnographica Friburgensia, 24).

Der englischsprachige Band enthält eine Auswahl von Vorträgen eines Kongresses an der Universität Freiburg, Schweiz, im Juni 1998. *Christian Giordano* und *Dobrinka Kostova* skizzieren in einem einleitenden Artikel Bulgariens historischen Werdegang seit den Ottomanen bis zur Unabhängigkeit 1878, sodann die vier nachfolgenden historischen Epochen bis zum heutigen Tag. Sie sind überzeugt, dass der geschichtliche Hintergrund die Menschen im täglichen Verhalten prägt, da Gegenwart gelebte Geschichte sei. Umgekehrt beeinflusse das Verhalten der Menschen den aktuellen geschichtlichen Prozess. Dieser Dialektik sind die Vorträge auf der Spur. Vielleicht steht in der Sichtweise der Beiträgerinnen und Beiträger das Beharrende innerhalb der bulgarischen Gesellschaft *in transition* letztlich stärker im Vordergrund als die Veränderungen selber, und dieser Fokus verbindet das soziologische Interesse mit der Ethnologie.

Der erste Teil – «National social systems» – macht deutlich, mit welch grossen Umwälzungen Bulgarien immer wieder zurechtkommen muss. Der Wille zur Modernisierung, zum Anschluss an «Europa», ist da. Es zeigt sich aber, dass eine Umkehr der Geschichte, ein Ungeschehenmachen der kommunistischen Ära, bei genauerem Hinsehen nicht möglich ist. Zwar gelten wieder die Besitzverhältnisse von 1946, aber z. T. sind die Katasterregister verbrannt, oder aber die Besitzer bleiben in den Städten, in die sie infolge der Industrialisierung abgewandert waren, und ihr Stück Land liegt brach. Die Fragmentierung in viele kleine Landstücke ergibt bislang unlösbare Probleme der Bewirtschaftung, der Agrarsektor ist defizitär, neue Coops nach dem Muster der LPGs sind es auch, und nur die *Arendatori* (Kapitalisten) sind die Gewinner der Wende, welche Land im grossen Stil aufkaufen und von Taglöhnern bewirtschaften lassen. In den Städten entsteht eine *as-if-culture*, bei der das Moderne Fassade ist. In Wirklichkeit gehen ältere Denkweisen und Gewohnheiten weiter: einerseits noch aus der ottomanischen Zeit (dies vor allem in familialen Zusammenhängen), andererseits aus der sozialistischen Epoche (dies vor allem im Arbeitsbereich).

Der zweite Teil wendet sich speziellen Themen zu: Religion, regionale und ethnische Studien, Dorfkultur und Dorfstruktur. Im Mittelpunkt dieser Aufsätze stehen Ergebnisse der Feldforschung, die *Christian Giordano* (Freiburg, Schweiz) und *Klaus Roth* (München) zusammen mit bulgarischen Kolleginnen und Kollegen im Dorf Raduil, 80 km südöstlich von Sofia gelegen, in den 90er Jahren durchgeführt hatten. Es geht hierbei um eine Fokussierung auf die Mikrohistorie, um das Begreifen des Alltags des kleinen Mannes: Wie hat das Volk sich arrangiert? Und wie arrangiert es sich heute? Es geht auch um erlebte Geschichte und um mündliche Tradierung. Der qualitativen Sozialforschung entsprechend wurden über 90 Interviews durchgeführt und auf Tonband aufgenommen. *Doroteja Dobreva* analysiert zwei Interviews, die sie mit I.C. (1919–1997) in Abstand von zwei Jahren (1993, 1995) gemacht hatte. Er gehört der sog. historischen Generation an und darf als typisch für das Dorf gelten. Sohn eines kommunistischen Helden und Märtyrers (getötet 1923), selber aktives Mitglied der kommunistischen Partei, hat er keine Mühe, nach 1989 ein positives Bild seiner selbst zu zeichnen. In seiner Erzählung distanziert er sich von Vorkommnissen im Zusammenhang mit der Verstaatlichung der Bauernhöfe 1958. *Doubletalk* ist vielleicht das bezeichnendste Element, das die Menschen in der Sowjetära gelernt haben, und dieses Leben mit zwei Registern scheint die Wende unbeschadet überstanden zu haben. Die eingefleischten Methoden der Selbsthilfe unter Umgehung der offiziell geltenden Gesetze könnten aber das Entstehen einer echten Demokratie und den Anschluss an «Europa» verhindern und damit Bulgarien in seiner Randständigkeit belassen. *Paula Küng-Hefti*

Gisela Teistler: Fibel-Findbuch: FI-FI. Deutschsprachige Fibeln von den Anfängen bis 1944. Eine Bibliographie. Osnabrück: Wenner 2003. 623 S. (Bibliographien des Antiquariats H. Th. Wenner, 5).

Die Fibel teilt, mit anderen Schulbüchern, die Eigenschaft, in grosser Zahl verbreitet worden zu sein. Sie ist, was ihre Zahl anbelangt, aber auch gemessen an ihrer Bedeutung, viele Generationen von ABC-Schützen in die neue Welt der Schrift und des Gedruckten eingeführt zu haben, eine eigentliche literarische «Grossmacht». Die Forschung hat sich jedoch nur zögerlich damit befasst; das Quellenmaterial ist oft schlecht erschlossen und schwer zugänglich, manchmal auch einfach nicht mehr vorhanden. Mit der vorliegenden Bibliographie von Gisela Teistler, an der die Autorin viele Jahre gearbeitet hat, ist nun ein entscheidender Schritt hin zu einer vertieften Auseinandersetzung mit schulischen Leselernbüchern getan worden.

Unter «Fibel» versteht Gisela Teistler das erste schulische Lesebuch, also dasjenige für das erste Schuljahr (S. 12). Berücksichtigt werden alle in deutscher Sprache erschienenen Bücher und Hefte, wie sie in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und weiteren zweiundzwanzig Staaten erschienen sind. Die Bibliographie umfasst 12500 Datensätze, wobei jede Fibelausgabe bzw. -auflage einen Datensatz bildet. Die Autorin geht davon aus, dass sie 90% der je erschienenen Fibeln verzeichnet hat. Die Bibliographie ist chronologisch aufgebaut, beginnend mit einer Fibel aus dem Jahr 1487 und endend mit zwei Fibeln von 1944. Die letzte bibliographische Titelaufnahme trägt die Nummer 2740; daran mag man die in diesem Band ausgebreitete Materialfülle ermessen. Wenn man nun die erfassten Titel jeweils in Einhundertjahresschritten auszählt, erhält man auch ein Bild über die historische Entwicklung des Genres: Für den Zeitraum von 1487 bis 1499 wird eine Fibel, zwischen 1500 bis 1599 werden 43 Fibeln, zwischen 1600 und 1699 53, zwischen 1700 und 1799 380, zwischen 1800 und 1899 1878 und zwischen 1900 und 1944 385 Fibeln nachgewiesen. Diese Zahlen stimmen mit den Erkenntnissen der Kinderbuchforschung überein, denenzufolge mit der «Erfindung» des Kinderbuches in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein erster Höhepunkt erreicht wurde und die breite Durchsetzung im 19. Jahr-

hundert erfolgte. Die chronologische Anordnung der bibliographischen Daten ist ein glücklicher Griff, weil dadurch auch die jeweiligen historischen pädagogischen Präferenzen und «Moden» deutlich werden.

Zehn Register erlauben es dem Benützer, Verfasser und Herausgeber, Illustratoren, Titel, Verlage und Erscheinungsjahre, Orte ohne Verlagsangabe nach Erscheinungsjahren, Orte und Verlagsangaben, Schularten, regionale Zuordnungen, Leselehrmethoden und Schriftarten zu erschliessen. Diese Register sind recht eigentlich der Schlüssel, um den bibliographierten «Schatz» für die Forschung zugänglich zu machen. 32 Farbtafeln mit 144 Abbildungen von Titelblättern und Textbeispielen (oft illustriert) schliessen das Werk ab.

Wenn auch viele Titel nicht in Autopsie bibliographiert wurden (die Autorin hatte also das entsprechende Exemplar nicht in jedem Falle selber in Händen gehabt), so hängt das mit den begrenzten Mitteln an Zeit und Geld zusammen, die einen Besuch aller in Frage kommender Bibliotheken, Archive und Sammlungen nicht erlaubte. Es wurden 1500 Titel des Georg-Eckert-Instituts und die Bestände von etwa 240 Bibliotheken, Institutionen wie Museen bzw. Schulmuseen ausgewertet. Weiter wurden allgemeine und Nationalbibliographien konsultiert, ebenso Spezialbibliographien, ausgewählte pädagogische Zeitschriften, Ausstellungskataloge und Antiquariats- und Auktionskataloge. Der Nachteil einer nur teilweisen Titelbeschreibung in Autopsie wird durch die Tatsache wettgemacht, dass dieses Werk nun erscheinen konnte.

Es wird, und das lässt sich schon jetzt mit Sicherheit sagen, zu einem Grundlagenwerk für zahlreiche Forschungsprojekte und wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte des Lesens und des Leseunterrichts, der Verlagsgeschichte, der Untersuchung von Buchillustrationen, aber auch der Textanalyse (Erforschung von Stereotypen und ideologische Bindungen) und so weiter werden. Und dafür ist der Autorin zu danken. *Alfred Messerli*

MANFRED PERLIK: Alpenstädte – Zwischen Metropolisation und neuer Eigenständigkeit. Bern 2001. 246 S., ill. (Geographisches Institut der Universität; Reihe Geographica Bernensia P, 38)

Die vorliegende Arbeit stellt die überarbeitete Fassung einer im Januar 2001 angenommenen Dissertation dar. Für einmal werden nicht Alpenbilder und Imaginationsräume, deren Entstehung und deren Wirkung thematisiert. Die Kernfragen der an der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät eingereichten Arbeit sind anderer Art: Es geht um Verstädterungsprozesse im Alpenraum, um eine Typologie dieser Städte und vor allem um die ökonomischen Chancen und Gefahren, die sich der hier lebenden Bevölkerung in nächster Zukunft stellen. Eine von Perliks Kernfragen ist, ob von den im Alpenraum liegenden Zentren gesellschaftlich und wirtschaftlich prägende Prozesse ausgehen können, die sich bis in die Metropolen hinein auswirken – oder ob die Alpenstädte lediglich auswärts initiierte Prozesse nachhinkend übernehmen, sprich: zur Bedeutungslosigkeit absinken werden.

An dieser Stelle assoziieren volkskundlich Versierte bereits frühere Stadt-Land-Fragestellungen und Themen aus der Innovationsforschung, wie sie die deutschsprachige Volkskunde bis in die 1980er Jahre hinein mitprägten. Perliks Arbeit jedoch ist von der Methode bis hin zum Vokabular ganz anderen Zuschnitts; auch sind die Antworten in erster Linie für die Entscheidungsfinder der Gegenwart gedacht und nicht für VolkskundlerInnen. Und obschon alle Details einer derart dichten Dissertation in einer kurzen Besprechung nicht gerechte Beachtung erfahren können, möchte ich auf einige für kulturwissenschaftlich Alpenforschende aufschlussreiche Punkte hinweisen.

Von grossem Nutzen sind die begrifflichen Definitionen (S. 22f.) – in unserem Falle zusätzlich, weil sie mit Missverständnissen aufzuräumen wissen, die sich im Diskurs zwischen den verschiedenen Sprachräumen eingeschlichen haben. So meint Urbanisierung das Städtewachstum des 19. Jahrhunderts im Rahmen der Industrialisierung – in der Volkskunde und einigen Nachbarwissenschaften aber wird Urbanisierung für die gegenwärtige Ausbreitung städtischer Lebensweisen verwendet; Suburbanisierung meint die sich mit der Hochkonjunktur in lockerer Bauweise ausbreitenden Neubaugürtel der Vorstadtgemeinden; Desurbanisierung den (in Europa allerdings seltener beobachteten) Bevölkerungs- und Bedeutungsverlust von Kernstädten ohne direkte Umverteilung auf die angrenzenden Gemeinden (also keine Suburbanisierung); Reurbanisierung die Wiederaufwertung der Innenstädte seit den 1980er Jahren.

Wechseln wir nun von der nationalen Nabelschau auf den gesamten Alpenbogen, wobei als Einstieg die länderspezifischen Charakterisierungen (S. 56ff.) hilfreich sind: Bereits im nahen und an sich vertrauten frankophonen Raum suchen wir bei der Ausdehnung von Siedlungsflächen in Stadtnähe vergeblich nach einer *suburbanisation*. Hier ist bald von *banlieu* die Rede (mit sozialen Konnotationen),

bald von *periurabanisation* («flächenextensive Ausdehnung städtischer Funktionen der Stadt auf benachbarte Gemeinden, die zusammen kein Kontinuum mehr bilden»), oder von *rurbanisation* («Ausdehnung der städtischen Agglomerationen zugleich als eine Neunutzung des ländlichen Raumes») – *rurbanisation* meint also prompt das Gegenteil dessen, was wir eingangs im Deutschen mit Reurbanisierung umschrieben. Ein eindrückliches Lehrstück dafür, welchen Gratwanderungen wir in der vielgeforderten internationalen Öffnung der Wissenschaft ausgesetzt sind und welche Absturzmöglichkeiten sich dabei WissenschaftlerInnen wie professionellen ÜbersetzerInnen auftun.

Erfreulich konsequent ist – nachdem Geschichte und Volkskunde lange genug nach Retouchen der mythisch aufgeladenen Alpenbilder riefen und gar die Existenz einer per se «alpinen» Kultur provokativ verneinten – die Frage Perliks, ob es denn angesichts rasanter Ausbreitung städtischer Lebensgewohnheiten und Rückgangs der Landwirtschaft, allgemeiner Mobilität und Internet überhaupt noch einen «ländlichen Raum» gebe? In der Folge hält der Autor an der Existenz ländlicher Räume fest; die Verbreitung städtischer Lebensstile bedeute nicht überall, sofort und vollumfänglich deren Aufnahme. Diese vollziehe sich etwa partiell, verspätet – oder, liesse sich fortfahren, nur an der Oberfläche, während die grundsätzlichen Verhaltensweisen und Denkmuster weitgehend die alten bleiben. Freilich unterscheiden sich in peripheren Gebieten die Oberflächen des Alltags in mancher Hinsicht kaum mehr von jenen der Metropolen. Verfügbarkeit und Geschwindigkeit von Informationen, Warenfluss und Fortbewegung haben dazu geführt, dass die Familie aus Genf am selben Ort und auf dieselbe Art ihre Ferien verbringt wie jene aus Mecklenburg-Vorpommern oder aus dem Stubaital, dasselbe isst, dieselbe Musik hört, dieselbe Kleidung trägt, dieselben Fernsehserien liebt und so weiter. In entscheidenden Momenten können aber grundverschiedene Meinungen und Reaktionen eintreten, die auf andersartige Wertkategorien schliessen lassen – heutige urbane und ländliche Muster und Strukturen aufzudecken, bietet einer Europäischen Volkskunde immer noch lohnende Arbeitsfelder.

Wechseln wir von den weichen zu den harten Daten. Hier enthält das Werk von Perlik Basisdaten in Serie, so etwa die kartographische Darstellung von Städten und Urbanisationszentren im Alpenraum (S. 81/Karte 3), die zwischen 1960 und 1995 einen durchschnittlichen Bevölkerungszuwachs von nahezu 30% verzeichneten (Minimum: A mit 14%; Maximum: F mit 65%). So weisen die Urbanisationszonen in den Alpen gegenwärtig einen Flächenanteil von 26% auf, bieten 59% der Bevölkerung Wohnraum und gar 66% der Bevölkerung Arbeit (S. 184). Die Phase intensivierter Periurbanisierung der letzten zwanzig, dreissig Jahre ist auch statistisch an den massiv gestiegenen Pendlerquoten ablesbar; sie hat die bisher bestimmenden Stadt-Land-Gegensätze aufgeweicht, und in Zukunft wird eher die Hierarchie der Städte das Kriterium zur Beurteilung ökonomischer und gesellschaftlicher Trends sein (S. 123, 184). Allein schon aufgrund solcher Daten müssten die Prämissen mancher kulturwissenschaftlichen Alpenforschung Kurskorrekturen erfahren.

Auf die verschiedenen Urbanisationstypen und auf die Empfehlungen Perliks gehe ich hier nicht näher ein, zumal sie als Entscheidungshilfen für planerische Prozesse gedacht sind und in erster Linie den regionalen und nationalen Behörden zu unterbreiten sind. Dass sich die Verantwortlichen in den Alpenstädten des Ernstes der Lage bewusst sind, dass die Betroffenen ihren wirtschaftlichen und kulturellen Besitzstand zumindest wahren wollen, zeigt der öffentliche Diskurs quasi wöchentlich. Die Arbeit Perliks hält ohne Zweifel wichtige Erkenntnisse bereit (vor allem in den Kapiteln 11, 12 und 13). Ob diese zum Einsatz gelangen und damit das Kernanliegen der minutiösen Arbeit eingelöst wird, ist eine Frage der geeigneten Vermittlung einerseits und der Bereitschaft zum Einbezug der Wissenschaft anderseits. Ohne es zu wollen, ist diese engagierte Arbeit auch zu einem Indikator für die Position von Wissenschaft in der Hierarchie der Entscheidungsfindung geworden. Wir sind gespannt.

Werner Bellwald

WERNER BÄTZING: Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft. 2., aktualisierte und völlig neu konzipierte Fassung. München: Beck 2003. 431 S., Ill., Karten.

Nimmt man es genau, ist die neue Fassung von Werner Bätzings «Die Alpen» bereits die sechste Version. Seit 1984 waren vier Auflagen mit dem Titel «Die Alpen – Naturbelastung und Umweltzerstörung» erschienen, die dann 1991 von dem völlig neu bearbeiteten Werk «Die Alpen – Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft» abgelöst wurden. Nun folgt nochmals eine neu konzipierte Fassung – mit dem oben angezeigten (neutralen) Titel.

Katastrophen brachten die Alpen in den letzten Jahren immer wieder in die Schlagzeilen. Die Alpen, die seit Jahrhunderten als Projektionsfläche für Naturvorstellungen und als Gegenbild zur Stadt gedient hatten (und bis heute dienen), geraten auf einmal in Zusammenhang mit ganz und gar unroman-

tischen Phänomenen wie Tunnelbränden, Verkehrsstaus, Überschwemmungen, Billig-Tourismus und künstliche Beschneiung. Werner Bätzing versucht diesen und anderen Entwicklungen in der vorliegenden Publikation auf den Grund zu gehen. Er behandelt dabei die Geschichte der Alpen in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht, beschreibt die problembehaftete aktuelle Situation und präsentiert schliesslich neue Perspektiven: «In einer Zeit, in der alle Utopien zerbrechen und Zukunft nur noch als Verlängerung der Gegenwart, also als unendliche Fortsetzung der Globalisierung, denkbar ist, möchte dieses Buch dazu beitragen, Alternativen zur gegenwärtigen Entwicklung denkbar zu machen und ihre konkrete Umsetzung voranzutreiben». So viel vorweg: In seinem neuen Werk gelingt es Werner Bätzing einmal mehr, mittels interdisziplinären Ansätzen ein riesenhaftes und komplexes Thema anschaulich zu machen und die wesentlichen Entwicklungen in ihre gesellschaftlichen und ökologischen Zusammenhänge einzubetten.

Inhaltlich ist das Buch nach historischen wie auch nach thematischen Aspekten gegliedert. Den Auftakt bildet eine kulturwissenschaftlich interessante Einleitung zum Begriff der Alpen, in welcher – neben einer Begriffsdefinition – die unterschiedlichen Vorstellungen von den Alpen im Laufe der Geschichte vorgestellt werden. Das Spektrum reicht dabei von den «montes horribiles» über die «schrecklich-schöne Sensation» der Aufklärer und das «romantische Alpenbild» bis zu den ebenfalls romantisch verklärten Vorstellungen der Umweltschutzbewegung der 1970er Jahre und der «Ökokatastrophen-Horrorregion» der 1980er Jahre. Heute werden die Alpen laut Bätzing in erster Linie als «Freizeitarena» wahrgenommen. Der «postmodernen Dienstleistungsgesellschaft» diene die Bergwelt nur noch als «spezielles Sportgerät zur Auslösung von körperlichen Erlebnissen». «Das gemeinsame Alpenbild» zersplittere in «zahllose, nebeneinander stehende Alpenbilder» – abhängig etwa von der ausgeübten Freizeitaktivität.

Nach der Einleitung folgen vier grössere Kapitel. Das erste handelt zuerst vom «Naturraum Alpen» und anschliessend von der historischen Entwicklung bis ins Jahr 1800 (frühe Formen der Alpnutzung, hochmittelalterlicher Siedlungsausbau, Ende der Selbstversorgung seit der Renaissance, Protoindustrialisierung). Im Vergleich zu der Fassung von 1991 wird dabei die Agrargesellschaft dynamischer dargestellt. Ungewöhnlich ist das Festhalten an der Unterscheidung von «romanischer» und «germanischer» Bergbauernwirtschaft. Trotz Eingeständnis von Ausnahmefällen werden die Begriffe nicht durch «Ackerbau-» bzw. «Viehwirtschaft-orientierte» Landwirtschaft ersetzt, weil der Autor den unterschiedlichen «Kulturmustern» der beiden Wirtschaftsformen Rechnung tragen will.

Das zweite Kapitel zeigt – mit Blick auf die Alpen – thematische Schwerpunkte der Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft; nämlich: Landwirtschaft, Industrie, Tourismus, Städte, Wasser(-Wirtschaft), Verkehr und Naturschutz. Besonders unterstrichen wird die Bedeutung der Industrieanlagen: Trotz der Krise in den 1980er Jahren bleibt der zweite Sektor ein gewichtiger Teil der alpinen Wirtschaft, ist er doch vergleichsweise stärker als im nationalen Durchschnitt ausgeprägt.

Im dritten Kapitel werden die Ergebnisse des vorangehenden Teils bilanziert und nach ihren ökonomischen, ökologischen, kulturellen und politischen Auswirkungen neu geordnet. Als wichtigste «Triebkräfte» im Prozess der Industrialisierung und der darauf folgenden «Tertialisierung» in den Alpen sieht Werner Bätzing «die neuen ökonomischen Interessen und Sachzwänge, die von aussen kommend in die Alpen hineinwirken». Weiter: «Diese können durch sozio-kulturelle Faktoren im Alpenraum beschleunigt oder blockiert werden, aber soziale und kulturelle Faktoren stellen im 19. und 20. Jahrhundert keine zentralen Triebkräfte des Wandels dar.» Das Problem liegt nach Ansicht des Autors darin, dass bis heute keine kulturellen Lösungen für einen «Brückenschlag» zwischen Tradition und Moderne gefunden wurden. Die einzigen kulturellen Strategien. die auf den sozialen Wandel reagieren, sind für ihn die «Erstarrung» durch kulturelle Abschottung oder dann die «Verdrängung» der Tradition durch «vollständige Anerkennung der modernen Welt». Für die Zukunft wünscht sich der Autor die Verbindung der «gemeinsamen Umweltverantwortung» und der «dauerhaft-nachhaltigen Wirtschaftsstruktur» des Agrarzeitalters mit den «individuellen» Freiheiten der Moderne. Dazu notwendig seien «sowohl aktive, innovative Persönlichkeiten als auch ein entsprechendes sozio-kulturelles Umfeld, das für diese Fragen aufgeschlossen ist und ihnen eine hohe Priorität einräumt». Was den ökonomischen Wandel betrifft, so werden in erster Linie die Tendenzen zur Verstädterung bzw. zur «Ver-Vorstädterung» beschrieben. Werner Bätzing zeigt, wie zunehmend die ökonomische Nutzung derjenigen Gebiete aufgegeben wird, die schlecht erreichbar oder aufgrund ihrer besonderen Lage (steile, felsige, schattige Hangflächen) in der Bewirtschaftung nicht mehr konkurrenzfähig sind, während sich in den Alpenstädten sowie in den verkehrstechnisch gut erschlossenen Agglomerationen und «Zwischenstädten» eine deutliche Nutzungssteigerung entwickelt. Mit dieser ökonomischen Ausrichtung der Alpengebiete auf die alpinen und ausseralpinen Städte geht für Bätzing eine kulturelle einher, so dass er zum Schluss kommt, dass die Alpen «als eigenständiger Wirtschafts- und Lebensraum in Europa verschwinden, in-

dem sie sich in die einzelnen Ergänzungsräume der benachbarten Grossstädte auflösen oder als ‹Niemandsregionen› entsiedeln», wobei die «ausgeprägten regionalen Identitäten zerfallen» und neue «ubiquitäre moderne bzw. postmoderne Gesellschaftsstrukturen an ihre Stelle» treten. Ökologisch führe die Entsiedelung von ökonomisch ineffizienten Gebieten zum Verschwinden einer vielfältigen Alpenflora, die sich (entgegen der landläufigen Meinung) nur dort entfalten könne, wo landwirtschaftliche Nutzung einer «Verbrachung» entgegenwirke. Vor allem aber bringe eine völlige Nutzungseinstellung oder – im Gegenzug – eine unsachgemässe Intensivnutzung eine erhöhte Gefährdung durch Naturkatastrophen.

Im letzten Kapitel präsentiert der Autor seine Idee von «nachhaltiger Entwicklung in den Alpen». Es dürfe nicht darum gehen, sich von Europa abzuschotten oder in die Einzugsbereiche der einzelnen Grossstädte zu zerfallen, sondern die endogene wirtschaftliche Nutzung (Land-, Forstwirtschaft, Handwerk) müsse gestärkt werden und die ubiquitäre Nutzung (Industrie, Dienstleistungen) sowie die exogene Nutzung (Tourismus, Wasserkraft, Transitverkehr) besser mit den Bedürfnissen der lokalen Bevölkerung vernetzt werden. Und im Sinne der Nachhaltigkeit sollten alle Nutzungsformen umweltverträglich ausgestaltet werden. Die Umsetzung dieser Ziele sei aber nur möglich, wenn der Alpenraum auf politischer Ebene als Einheit in Europa auftrete. In dieser Hinsicht seien die Alpenkonvention und die EU-Gemeinschaftsinitiative INTEREG III vielversprechende Ansätze.

Werner Bätzing, der sich seit mehr als 25 Jahren in Forschung und Lehre mit den Alpen beschäftigt, engagiert sich stark für alpenspezifische Anliegen – z. B. für die Ausarbeitung des Alpenkonventions-Protokolls «Bevölkerung und Kultur»[3]. Der Professor für Kulturgeografie am Institut für Geografie der Universität Erlangen-Nürnberg besitzt ein ausserordentliches Wissen über den gesamten Alpenraum, was ihm ermöglicht, seine Ausführungen zu den Alpen mit vielen interessanten Details zu ergänzen. Leider vermittelt «Die Alpen – Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft» allzu oft eine Vorstellung von einer im Grunde abgeschlossenen alpinen Kultur, die in der Moderne entweder versteinert oder komplett über Bord geworfen wird. In Anbetracht des ersten Kapitels, das die verschiedenen Facetten und die Dynamik der «alpinen Kultur» sowie die Wechselbeziehungen zwischen Alpen und Umland ausgezeichnet dokumentiert, kann eine solche Vereinfachung kultureller Prozesse nur erstaunen; auch deswegen, weil stellenweise eine der heutigen Volkskunde durchwegs angemessene Vorstellung von Kultur verwendet wird (vgl. S. 267). Es scheint dies in der Problematik einer neu konzipierten Fassung zu liegen, bei der manches verändert wurde, manches aber auch bestehen bleibt.[4] Als sehr positiv sind die ansprechende Gestaltung, das Bildmaterial sowie die zahlreichen Tabellen und Karten zu bewerten. Die oft verwendeten numerischen Aufzählungen dürften für Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen gewöhnungsbedürftig sein, erweisen sich aber als praktisch. Abgesehen von einigen Details und dem erwähnten Kulturbegriff überzeugen Bätzings Ausführungen, und es dürften sowohl interessierte Laien wie auch ExpertInnen ihren Nutzen daraus ziehen können. *Michael Waser*

[3] Bätzing, Werner: Alpenkultur. Ein zentrales politisches Thema im Rahmen der Alpenkonvention. In: Francois Jeanneret u. a.: Welt der Alpen. Gebirge der Welt. Ressourcen, Akteure, Perspektiven. Bern 2003.

[4] So wird die/der Leser/in weiterhin mit einem Satz konfrontiert, für den Werner Bellwald in der Rezension der Vorgänger-Fassung (1991) deutliche Worte fand: «So spricht Bätzing etwa vom kulturellen Konflikt zwischen Tradition und Moderne und einer täglichen Verdrängungsarbeit, die von den Betroffenen sehr viel Energie erfordere und ‹durch Betäubungsmittel unterstützt werden› müsse (S. 203, vgl. auch S. 160). Selbst wenn wir die Schwierigkeit einer konzisen Gesamtschau und die Weitläufigkeit der komplexen Themen als mildernde Gründe berücksichtigen, gelangt man doch zum Urteil, solche Sätze wären besser nie geschrieben worden!» (in: SAVk 90/1994).